

WINFRIED FLUCK

Die Wissenschaft vom systemischen Effekt

Von der Counter-Culture zu den Race, Class,
and Gender Studies

Eine der folgenreichsten, aber bisher nicht hinreichend analysierten Denkfikturen der Studentenbewegung der 60er Jahre war die Verschränkung von politischem und persönlichem Befreiungsprojekt. Diese Verbindung führte, gelegentlich explizit, häufiger implizit, zu einer ständigen Analogiebildung zwischen »Herrschaftsstrukturen« in beiden Bereichen. Herrschaft wurde in eins gesetzt mit Strukturen, die der eigenen Selbstverwirklichung im Wege standen. Nur so ist das Kernproblem der politischen Analyse der Studentenbewegung und der daraus abgeleiteten Aktionen zu verstehen: die Tendenz zur Gleichsetzung von liberaler Demokratie und faschistischem System. Ein Achtundsechziger, Tilman Fichter, wird beispielsweise in einem kürzlich erschienenen *Tagespiegel*-Artikel mit dem Ausspruch zitiert: »Unser Hauptfehler war, daß wir die Bundesrepublik mit dem Dritten Reich gleichsetzten.« Bereits 1959 sprach Norman Mailer in seinem wegweisenden Gegenkulturmanifest über den Hipster mit dem Titel *The White Negro* im Hinblick auf die westliche Gesellschaft von einem »l'univers concentrationnaire« und verdeutlichte den Zusammenhang von Selbstverwirklichungsanspruch und Gesellschaftsanalyse: »It is on this bleak scene that a phenomenon has appeared: the American existentialist – the hipster, the man who knows that if our collective condition is to live with instant death by atomic war, relatively quick death by the State as *l'univers concentrationnaire*, or with a slow death by conformity with every creative and rebellious instinct stifled (at what damage to the mind and the heart and the liver and the nerves no research foundation for cancer will discover in a hurry), if the fate of twentieth-century man is to live with death from adolescence to premature senescence, why then the only life-giving answer is to accept the terms of death, to live with death as immediate danger, to divorce oneself from society, to exist without roots, to set out on that uncharted journey into the rebellious imperatives of the self.«¹

¹ Norman Mailer, *The White Negro*, in: ders., *Advertisements for Myself*, New York 1959, S. 339–441, hier S. 339.

Politischer und persönlicher Befreiungsanspruch hatten allerdings in der deutschen und europäischen Studentenbewegung zwei verschiedene Bezugfelder: Für die politische Befreiung lieferten die Kritische Theorie und vor allem der Marxismus die entscheidenden Argumente, für die persönliche Befreiung gab es eine bunte bricolage aus Herbert Marcuse, Wilhelm Reich, Rolling Stones, französischen Filmen und Kommunebewegung. Beide Bereiche blieben voneinander getrennt und standen sich eher mißtrauisch gegenüber. Sie waren klar hierarchisiert: Wer in der Theorie nicht mithalten konnte, dem blieb immerhin noch die gegenkulturelle Praxis als Reservat vermeintlicher Irrationalität. Das erklärt Verlegenheit und Hilflosigkeit der deutschen Achtundsechziger gegenüber der Frauenbewegung, denn diese bezog sich anfangs auf die Autorität persönlicher Erfahrung und wurde zunächst von oben herab behandelt, weil sie nicht bereit oder nicht in der Lage zu sein schien, eine dem Marxismus vergleichbare Gesellschaftstheorie anzubieten.

In der amerikanischen 68er Bewegung war die Hierarchie zwischen den Bereichen der politischen und der persönlichen Befreiung umgekehrt. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen. Zwar war die Bewegung zunächst eine politische, die aus der Bürgerrechtsbewegung entstand, aber da aufgrund der notorischen Schwäche und Zersplittertheit des marxistischen Denkens in den USA keine umfassende Gesellschaftstheorie zur Verfügung stand, erfolgte die politische Legitimation im wesentlichen über den Appell an ein moralisches Unrechtsbewußtsein und die Insistenz auf dem »amerikanischen Traum« individueller Selbstverwirklichung. Natürlich gab es eine neue Linke, aber diese besaß – etwa im Gegensatz zur englischen Neuen Linken mit ihrer theoretischen Zeitschrift *New Left Review* – keine konsistente politische Theorie. Das kennzeichnet beispielsweise den amerikanischen SDS, der daher in kürzester Zeit im rasch eskalierenden politischen Aktionismus landete und die Baader-Meinhof-Gruppe vorwegnahm. Auch der Anti-Vietnambewegung, die die amerikanische Intervention in Vietnam zumeist als moralisches Versagen der politischen Führung darstellte, fehlte eine ausgearbeitete Gesellschaftstheorie. Sieht man sich Veröffentlichungen der amerikanischen Linken in den Geisteswissenschaften an, so leben sie in jener Zeit im Grunde von der gerade erfolgten Entdeckung einzelner europäischer Theoretiker – einschließlich eines gewissen Karl Marx –, die Linkssein rechtfertigen können, ihm aber aufgrund des eklektizistischen Zugriffs keine systematische theoretische Basis zu geben vermögen.² Das än-

² Typische Beispiele einer vordergründig politisierten Literaturwissenschaft aus jener Zeit bieten Louis Kampf/Paul Lauter (Hg.), *The Politics of Literature. Dissenting Essays on the Teaching of Literature*, New York 1972, sowie Addison Gayle (Hg.), *The Black Aesthetic*, Garden City, N. Y., 1971. Eine gute Darstellung dieser (Neu-)Anfänge einer »linken« Literaturwissenschaft liefern Katrin Schwenk, *Politik des Lesens. Stationen der feministischen Kanonkritik in den USA*, Pfaffenweiler 1996, und Vincent Leitch, *Leftist Criticism from the 1960s to the 1980s*, in: ders., *American Literary Criticism from the Thirties to the Eighties*, New York 1988.

dert sich erst mit dem Werk von Fredric Jameson, dann allerdings signifikanterweise in Verbindung mit einem poststrukturalistischen Theorieimport und seiner neo-materialistischen Ausdeutung.³

In der Literaturwissenschaft sind wissenschaftskritische Interventionen in den USA daher zunächst von eher rebellischer Art. Sie versuchen den Klassencharakter der »herrschenden Wissenschaft« zu belegen, indem sie beispielsweise nach offenen oder verborgenen Verbindungen zwischen Eliteuniversitäten und dem State Department suchen;⁴ da diese aber nicht die Regel und oft der Zufälligkeit bestimmter Personalkonstellationen zu verdanken sind, kommt eine derartige These von der institutionellen Korruptiertheit der amerikanischen Geisteswissenschaften bald an ihre Grenzen. Auf der Ebene der inhaltlichen Auseinandersetzung mit anderen literaturwissenschaftlichen Ansätzen findet sich eine ähnliche Reduktion: Der damals in den USA vorherrschende New Criticism wird nicht als Teil einer internationalen formalistischen Bewegung begriffen, der es um die Klärung der Spezifik ästhetischer Erfahrung geht, sondern lediglich als Flucht vor einem Gesellschaftsbezug der Literaturwissenschaft. Da man den New Criticism somit nicht als theoretische Position wahrnimmt, sondern nur als Akteur in einer aktuellen politischen Konstellation begreift, lautet das schlichte Gegenrezept zu seiner Kritik und Überwindung: Politisierung. Politisierung aber heißt anfangs angemessene Repräsentation progressiver politischer Inhalte. Wie die deutschen K-Gruppen in den 70er Jahren fordert man Arbeiterliteratur oder versucht, explizit politisierende Literatur wie die der 30er Jahre, der »roten Dekade« in der Geschichte der USA, als besonders relevant und wertvoll hervorzuheben.

Diese Form der Repolitisierung bleibt allerdings eine vergleichsweise kurze Episode. Was statt dessen in den USA aufgrund des Fehlens einer umfassenden Gesellschaftstheorie sehr viel schneller als bei uns zur Geltung kommt, ist der Einfluß der sogenannten Differenzbewegungen. Dazu zählen anfangs vor allem die Frauenbewegung und die Afro-American Studies, zu denen bald eine Reihe ethnischer Gruppen wie die Indianer (Native Americans), die Chicanos (Mexican-Americans) und schließlich auch die Asian-Americans hinzutreten. Alle diese Gruppen beginnen ihr Recht auf kulturelle Anerkennung und angemessene Re-

³ Jamesons Buch *The Political Unconscious. Narrative as a Socially Symbolic Act* (Ithaca, N. Y., 1981) ist der entscheidende Text dieser Überführung des marxistischen Denkens in den Poststrukturalismus.

⁴ Vgl. beispielsweise Louis Kampf, der 1971 zum ersten »radikalen« Präsidenten der *Modern Language Association* gewählt wurde: »The American university performs a variety of related functions. It produces war-related research, propagates ruling class ideologies, trains experts in counter-insurgency, helps develop strategies for riot control, and so forth.« (*The Trouble with Literature ...*, in: *Change*, Nr. 2 [Mai–Juni 1970], S. 28f.)

präsentation einzuklagen, etablieren eigene Programme und Zeitschriften und begründen eigene Felder professioneller Spezialisierung, wenn nicht sogar schon eigene Disziplinen. Aus dem gesamtgesellschaftlichen Erklärungsanspruch der Kritischen Theorie und des Marxismus ist hier sowohl gesellschaftspolitisch als auch universitätspolitisch eine Interessengruppenpolitik geworden, zu der mittlerweile auch gays und lesbians, also Schwule und Lesben, und die post-colonial studies mit eigenen Theorieansätzen und Publikationsorganen gehören. Es wäre jedoch verkürzt, zu sagen, daß diese wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung allein von den genannten ›Interessengruppen‹ getragen wird. Im Gegenteil, die sogenannten race, class, and gender studies, wie die gegenwärtige Entwicklungsphase pauschal, wenn auch, wie noch zu zeigen ist, durchaus nicht treffend, bezeichnet wird, sind mittlerweile das dominante theoretische Paradigma nicht nur der amerikanischen Literaturwissenschaft geworden. Von ihm aus erscheinen inzwischen selbst Positionen wie der poststrukturalistisch angereicherte Marxismus eines Fredric Jameson oder der New Historicism eines Stephen Greenblatt nur als Durchgangsstationen. Jedenfalls gelten beide Ansätze heute in der amerikanischen Diskussion nicht mehr als ›cutting-edge‹, d. h. als vorderste Front fachlicher Entwicklung, sondern als bereits überholt.⁵

Diese wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung ist aus europäischer Sicht einigermaßen erstaunlich. Ich möchte mich im folgenden auf sie konzentrieren, weil sie eine unerwartete Konsequenz der amerikanischen 68er Bewegung im Bereich der Literaturwissenschaft darstellt. Der Ausgangspunkt erscheint paradox. In Deutschland und anderen europäischen Ländern war die 68er Bewegung wesentlich theoretischer; das Resultat dieser theoretischen Ambition muß man im Rückblick jedoch als enttäuschend bezeichnen. Es ist der deutschen Studentenbewegung zum Beispiel nicht gelungen, eine literaturwissenschaftliche Schule oder einen einflußreichen Ansatz der Literaturwissenschaft zu begründen oder auch nur die eigenen theoretischen Ausgangspunkte im Sinne eines systematisch verfolgten Projekts voranzutreiben, wie das beispielsweise dem liberalen Denken mit der Konstanzer Schule gelang. Dagegen war die Studentenbewegung in den USA wesentlich untheoretischer und gegenkultur-inspirierter, viel – um eine häufige Charakterisierung der damaligen Zeit zu gebrauchen – irrationaler und theoretisch naiver. Und dennoch hat sie jene Anstöße zur Fortführung und Repositionierung einer gesellschaftsbezogenen Literatur- und Kulturwissenschaft gegeben, die sich mittlerweile international durchgesetzt haben. Wie ist dieses Paradoxon zu erklä-

⁵ Eine Verbindung von New Historicism und Differenzwissenschaft ist durch das Werk von Walter Benn Michaels gegeben, insbesondere durch sein Buch *The Gold Standard and the Logic of Naturalism* (Berkeley 1987). – Vgl. die Analyse von Brook Thomas, Walter Benn Michaels and Cultural Poetics: Where's the Difference?, in: *The New Historicism and Other Old-Fashioned Topics*, Princeton, N. Y., 1991.

ren? Was ist die Erklärung dafür, daß der theoretisch reflektiertere und ambitioniertere Versuch scheiterte und sich statt dessen eine eher um den Repräsentationsgedanken kreisende Perspektive erfolgreich durchsetzen konnte? Die Erklärung liegt meiner Meinung nach in der Transformation des politischen Radikalismus insbesondere der deutschen Studentenbewegung zu einem kulturellen Radikalismus, für den die zentrale Quelle der Herrschaftsausübung nicht mehr in ökonomischen Strukturen oder staatlichen Institutionen liegt, sondern in kulturellen Formen.

Obwohl die heutige Literaturtheorie auf den ersten Blick den Eindruck einer kaum überschaubaren Vielfalt von Ansätzen bietet, die von diversen Formen des Poststrukturalismus über neohistoristische Ansätze im Gefolge Foucaults und Althusser bis zu den sogenannten race, class, and gender studies reichen, so haben diese Ansätze dennoch ihren gemeinsamen Ausgangspunkt in einem radikalen Paradigmenwechsel bei der Analyse gesellschaftlicher Machtstrukturen, der durch die 68er Bewegung und den Pariser Mai eingeleitet wurde. Das Resultat ist eine neue Form des ›kulturellen‹ Radikalismus, der sich in den 60er Jahren in einer Kritik der ›repressiven Toleranz‹ der liberalen Demokratie und der Analyse ihres fraprierenden Kooptationsvermögens zu formieren beginnt und als zentrale Quelle der Stabilität des Systems nicht mehr den politischen Bereich, sondern den der Kultur ansieht.⁶ Mit dem Begriff ›kultureller Radikalismus‹ sollen daher im folgenden all jene literaturtheoretischen Positionen nach der linguistischen Wende der Literatur- und Geisteswissenschaften bezeichnet werden, die die bis dahin dominanten Formen des politischen Radikalismus ablösten. Dieser politische Radikalismus hatte seine Hoffnung auf politische Veränderung im wesentlichen auf eine marxistische Gesellschaftsanalyse und auf das politische Handlungspotential der Arbeiterbewegung gegründet. Dazu war die Voraussetzung die Fähigkeit der Unterdrückten, ein Bewußtsein der eigenen Unterdrückung zu erlangen. Den Weg dazu sollten die politische Agitation und der politische Kampf bereiten, durch die der falsche Schein einer repressionsfreien demokratischen Ordnung zerstört und das System dazu gebracht werden sollte, sein wahres repressives Gesicht in den Ak-

⁶ Der intellektuelle Wegbereiter dieser Kritik war Herbert Marcuse, dem eine Schlüsselrolle in der Formierung eines neuen ›kulturellen‹ Radikalismus zukommt. Vgl. Leitch, *American Literary Criticism* (Anm. 2), S. 369: »Living in an era of affluence rather than in a time of depression, many new leftists disregarded economic issues as well as European radical theories rooted in economism, preferring instead to stress the values of expanded consciousness and moral rectitude. In these circumstances, political parties, disciplined cadres, and a proletarian ethic seemed irrelevant. The Movement had comparatively little use, consequently, for the classical Marxism of Marx and Engels, of Mehring and Plekhanov, or of Lenin and Trotsky. It found more suited to its special needs the Freudian Marxism of the Frankfurt School, particularly of Marcuse with his emphasis on false consciousness, alienation from love, and repressive tolerance.«

tionen seiner Polizeikräfte, »Klassenjustiz« und bürokratischen Ordnungsinstanzen zu enthüllen. Doch fanden die damit verbundenen Argumente über den »repressiven« Charakter des Systems bei den Adressaten nur wenig Resonanz. Die daraus resultierende Enttäuschung über das Ausbleiben jedweder Unterstützung durch die »revolutionären Subjekte«, die unterdrückten »Massen«, drängte das radikale Denken zunehmend zu einer Analyse von systemstabilisierenden Effekten, um eine Erklärung für die unerwartete Resistenz der »bürgerlichen« Demokratie zu finden.

Am Ausgangspunkt des gegenwärtigen kulturellen Radikalismus steht daher eine Redefinition politischer Macht, die nicht mehr als – geschickt verschleierte und daher gezielt zu provozierende – Form der Repression verstanden wird, sondern durch das Konzept einer strukturellen Gewalt abgelöst wird, die keinen politischen Akteur mehr hat und sich statt dessen in diskursiven Strukturen und rhetorischen Formen kultureller Konsensbildung manifestiert. Die Stabilität des demokratischen Systems wird nicht mehr mit dem Repressionspotential ihrer Ordnungsinstanzen erklärt, sondern Strukturen zugeschrieben, die für die Mitglieder der Gesellschaft selbst gar nicht als solche erkennbar sind, weil durch sie überhaupt erst jene Konzepte und Erklärungsmuster begründet werden, durch die Wirklichkeit wahrgenommen und erklärt wird.⁷ Die verschiedenen Manifestationen des kulturellen Radikalismus in der gegenwärtigen Literaturtheorie gehen daher allesamt von der Prämisse eines »unsichtbaren« systemischen Effekts aus, der je nach Ansatz durch sprachliche Strukturen, den ideologischen Staatsapparat, die symbolische Ordnung, ein diskursives Regime, das logozentrische Denken, das Patriarchat oder das westliche Denken geschaffen wird.⁸ So allumfassend ist diese basale Struktur, daß sie alle Formen der Sinn- und Identitätsbildung (und damit auch alle politischen Einstellungen) immer schon prägt. Das gilt in einigen Ansätzen sogar noch für die jeweiligen Formen der Opposition, die nunmehr ebenfalls als »Skript« des Systems erscheinen.

Weil Macht diskursiv »herrscht«, kann die Zeichenanalyse zur Basis der Gesellschaftsanalyse werden. Für den kulturellen Radikalismus fungieren daher die in

⁷ Eine detailliertere Darstellung des Konzepts des kulturellen Radikalismus und der Analyse seiner literaturwissenschaftlichen Praxis bietet mein Aufsatz *Literature, Liberalism, and the Current Cultural Radicalism* (in: Rüdiger Ahrens/Laurenz Volkmann [Hg.], *Why Literature Matters*, Heidelberg 1996, S. 211–234). Ein Schwerpunkt ist dabei die identitätsstiftende Rolle der Frage nach der Oppositionalität des jeweiligen literarischen Textes oder auch literartheoretischen Ansatzes, weil dieses Oppositionspotential die Voraussetzung für die Definition von »Differenz« abgibt.

⁸ Neuerdings wird in der amerikanischen Literaturwissenschaft auch das Konzept der Nation als ein derartiger Effekt beschrieben. Siehe beispielsweise Amy Kaplan/Donald E. Pease (Hg.), *Cultures of United States Imperialism*, Durham 1993.

sich geschlossene Darstellungsform oder der »Realitätseffekt« (R. Barthes) literarischer Illusionsbildung als Metaphern für das gesellschaftliche System insgesamt. Sie reproduzieren die Normen und Erwartungen eines Systems, in dem sich Differenz den Gesetzen des Ganzen unterzuordnen hat, während das, was vom System nicht absorbiert werden kann, als dessen Anderes ausgeschlossen oder marginalisiert bleibt. In fast allen dieser Ansätze bildet daher eine basale Opposition zwischen dem (tyrannischen oder gar »terroristischen«) Vereinnahmungsanspruch eines Ganzen und dem Recht auf Differenz den Ausgangspunkt, sei es in der Gegenüberstellung von Logozentrismus und *différance*, Werk und Text, Zentrum und Rand, erzählerischer Abrundung (*closure*) und deren Verweigerung oder symbolischer Ordnung und der anarchischen Gegenwelt des Begehrens. Dem entspricht ein Vokabular der Systemsubversion und der Sinndiffusion, das in Begriffen wie Negativität, Dialogizität, Semiose, Heterogenität, Dissemination, Allegorie, strukturierende Absenz, Ver-rücktheit, Begehren, *écriture féminine*, Differenz und dem Anderen immer neue Varianten ausgebildet hat. Alle diese Begriffe haben jedoch eines miteinander gemein: Sie verweisen auf eine Dimension der Sprache oder der diskursiven Ordnung, die der Systemvereinnahmung Widerstand leistet.

Da er sich in sprachlichen Strukturen, literarischen Darstellungsformen oder diskursiven Formationen manifestiert, ist der systemische Effekt der Erfahrung nicht mehr zugänglich.⁹ Er kann daher allein durch eine entsprechend systemkritische Theorie des systemischen Effekts freigelegt werden.¹⁰ Das muß jedoch auch

⁹ Vgl. etwa Joan Scott, »Experience«, in: Judith Butler/Joan Scott (Hg.), *Feminists Theorize the Political*, London 1992, S. 2–40, hier S. 25: »To put it another way, the evidence of experience, whether conceived through the metaphor of visibility or in any other way that takes meaning as transparent, reproduces rather than contests given ideological systems [...]«

¹⁰ Das muß auch den Begriff des politischen Handelns verändern und wird zum Ausgangspunkt der Gegenkritik der politischen Linken: »Intellectuals, however, have not generally succeeded in extending their work outside of the university community. There is a core of activists who organize to bring together theory and praxis. But much of what we see practiced in classes, writings, and conferences as Marxist or cultural criticism tends to focus on relatively abstract issues of language, power, and philosophy. [...] all of these writers claim that their work can help to destabilize categories of knowledge and overthrow hierarchies of knowledge, and so destabilize the power relations of hierarchical societies. But the question remains, for leftist literary criticism, how to bring the insights of that work into the hands of larger numbers of people – if such a project is even remotely feasible.« (Lennard J. Davis/M. Bella Mirabella, Introduction, in: dies. [Hg.], *Left Politics and the Literary Profession*, New York 1990, S. 5f.) Der politische Handlungsbegriff des politischen Radikalismus ist noch aktivistisch: »The attitude of the radical literary academics of the 1960s was defined by their activism. As Kampf and Lauter note, the scholars whose essays are in their anthology cut their teeth on the bars of jail cells and not on the rigid covers of books out of France.« (Ebd., S. 8.) Heute gilt dagegen: »Rather than being thrown in jail these days, some leading feminists and Marxists find themselves

das Potential der Literatur verändern, denn diese kann nun nicht mehr, wie noch für den politischen Radikalismus, der exemplarische Ort progressiver politischer Repräsentation sein oder auch nur der einer negativen Utopie. Vielmehr kann auch die Literatur, da die Macht der Struktur überall ist, immer nur einen systemischen Zurichtungseffekt reproduzieren und dient der Literaturtheorie des kulturellen Radikalismus deshalb primär zur Illustration ihrer Machtanalyse. Dieser Befund scheint dadurch relativiert zu werden, daß dem literarischen Text in bestimmten Ansätzen der gegenwärtigen Literaturtheorie auch eine Subversionsfunktion zukommen kann, etwa durch das Disseminationspotential der Schrift oder durch das Begehren. Doch geht diese Subversion nunmehr von der inneren Widersprüchlichkeit der formativen Struktur selbst aus und nicht mehr von der Möglichkeit des Handelnden, sich zu einem durchschauten Sachverhalt in Distanz oder bewußte Opposition zu setzen.

Die Einsicht in systemische Herrschaftseffekte von Strukturen stellt eine genuine Einsicht dar, aber durch ihre Verbindung mit dem Gedanken unsichtbarer oder unmerklicher Machtausübung wird zugleich auch ein theoretisches Problem geschaffen, nämlich das der Lokalisierung von Macht.¹¹ Wenn Herrschaft durch ›naturalisierte‹ Strukturen sprachlicher und semiotischer Art ausgeübt wird, dann gibt es im Prinzip keine Grenzen für die Entdeckung immer neuer und noch subtilerer Herrschaftseffekte. Die Entwicklung der Literaturwissenschaft nach der lin-

rewarded with high-paying jobs at prestigious institutions, while others are fired from universities for espousing the same politics.« (Ebd., S. 9.) Dieses Paradoxon kann aus der Sicht des politischen Radikalismus eintreten, weil Politik nur noch in Form rhetorischer Performanz betrieben wird.

¹¹ Eine sehr schöne Beschreibung dieses theoretischen Problems gibt Wolfram Schmidgen, *The Principle of Negative Identity and the Crisis of Relationality in Contemporary Literary Criticism*, in: *REAL – Yearbook of Research in English and American Literature*, 11 (1995), S. 371–404, hier S. 391: »But since no synthesis can reduce the complexity of these relations (that would be to hypostatize a determinative level), one could say that the principle of determination in such a structure is simultaneously everywhere and nowhere. It is everywhere because every element in the structure is defined by the totality of relations that surround it, and it is nowhere because it is nowhere empirically present, can be nowhere concretized or mapped: the complexity of all the relations precisely exceeds the possibility of such spatialization. This is why Jameson called this type of structure an ›absent cause‹. What I want to argue in regard to topics such as race, imperialism, or nationalism, is that one branch of recent criticism – not strictly confined to literary criticism – pushes the case for these topics by constructing them as absent causes. As such, race, imperialism, or nationalism permeate the entire network of social relations and affect all literature, even those canonical texts more conservative critics consider exempt from such ›contamination‹. Yet to the extent that the everywhere-but-nowhere structure of the absent cause penetrates the totality of social relations and thus makes the argument for race in Henry James or imperialism in Jane Austen possible, the relations between literature and its social reality lose specificity and depth.«

guistischen Wende ist daher durch eine unübersehbare Eskalationslogik gekennzeichnet. Sie reicht von poststrukturalistischen Positionen, in denen der Disseminationskraft des Zeichens noch eine gewisse Subversionskraft zugebilligt wird, über die Foucaultsche Diskursanalyse und den New Historicism, in denen auch die vermeintlichen Residuen des Widerstands als zutiefst kompromittiert oder komplizitär entlarvt werden, bis hin zu den *race, class, and gender studies*, die nunmehr die Möglichkeit von Widerstand gegen systemische Vereinnahmung mit der Voraussetzung einer grundlegenden, unvereinnahmbaren Differenz verbinden. Erfolgversprechenden Widerstand leistet nur das radikal Andere.

Insofern ist die Bezeichnung ›*race, class, and gender*‹ für die neue Differenzwissenschaft irreführend, denn der Begriff Klasse vermag eine solche radikale Differenz nicht zu begründen, weil Klassenschranken von einzelnen Gesellschaftsmitgliedern überschritten und Klassenunterschiede im Prinzip abgeschafft werden können. Dementsprechend sind die Verweise auf die Notwendigkeit einer Klassenanalyse in den *race, class, and gender studies* nur noch Lippenbekenntnisse und dienen vor allem dem theoretischen Schutz vor dem möglichen Einwand, daß ökonomische Strukturen der Diskriminierung übersehen werden. De facto ist jedoch kaum jemand an derartigen Analysen interessiert, und die Erklärung literarischer Texte durch einen Klassenbezug stellt in der gegenwärtigen Phase der amerikanischen Literaturwissenschaft keine genuine theoretische Option dar.¹² Das gilt andererseits nicht für die Kategorie ›*gay and lesbian*‹, denn beide bezeichnen (jedenfalls galt das bis vor kurzem) grundlegende Andersheit und sind daher in der amerikanischen Literaturwissenschaft als eine zentrale Kategorie kultureller Sinn- und Wertbildung in den Mittelpunkt gerückt. Die *race, class, and gender studies* sind somit bei näherer Betrachtung eher Studien von *race, gender* und sexueller Präferenz (*sexual preference*). Dennoch soll der Begriff ›*race, class, and gender studies*‹ im folgenden beibehalten werden, weil er sich inzwischen als literartheoretische Kategorie eingebürgert hat.

Mit dem Siegeszug der Kategorie der Differenz als Quelle oppositioneller Identität wird nun allerdings ein weiteres theoretisches Problem geschaffen, denn Kategorien wie *race, gender* oder *queerness*¹³, die an sich eine unüberbrückbare Andersheit bezeichnen sollen, werden gleichzeitig dazu benutzt, um eine Gruppenidentität zu

¹² Dieses Problem ist der Ausgangspunkt des von Wai-Chee Dimock und Michael T. Gilmore herausgegebenen Bandes *Rethinking Class. Literary Studies and Social Formations* (New York 1994). Dimock und Gilmore sehen den Grund für den Bedeutungsverlust der Kategorie ›Klasse‹ im Bedeutungsverlust des Marxismus nach 1989, doch war diese Entwicklung längst zuvor im Gange. Der Hauptgrund kann vielmehr darin gesehen werden, daß ›Klasse‹ noch eine Kategorie des politischen Radikalismus darstellt.

¹³ Der Begriff *queer studies* wird heute oft als Sammelbegriff für *gay and lesbian studies* gebraucht.

schaffen und damit jene Form politischer und professioneller Interessenvertretung zu begründen, die man in den USA als ›identity politics‹ bezeichnet, ohne daß dabei andererseits die Möglichkeit der Differenz innerhalb dieser Identitätskategorie in Rechnung gestellt wird.¹⁴ Ein solcher Gebrauch birgt jedoch die Gefahr der Essentialisierung einer Identitätskategorie und steht somit im Gegensatz zum Begriff der Differenz. Das Problem hat seinen Ursprung darin, daß ein Begriff, der aus der linguistischen Analyse entlehnt ist, dazu verwandt wird, einer Forderung nach kultureller und politischer Anerkennung Nachdruck zu verleihen.¹⁵ Im ersten Fall liegt die Pointe des Begriffs Differenz gerade darin, den Gedanken der Repräsentation zu unterlaufen; im anderen soll durch ihn eine Gruppenidentität begründet werden, für die der Gedanke angemessener Repräsentation zentral ist. Dementsprechend oszilliert der Gebrauch des Begriffes, und zwar in durchaus strategischer Weise, zwischen den Bedürfnissen gruppenpolitischer und individueller Selbstermächtigung hin und her. Aus der marxistischen Theorie einer gesamtgesellschaftlichen Umwälzung ist eine Interessengruppenpolitik geworden, die jedoch im Hinblick auf eine grundlegendere politische Neuordnung der Gesellschaft unbestimmt bleibt, etwa im Hinblick auf jene politischen Strukturen, in denen die verschiedenen ›differenten‹ Ansprüche auf angemessene politische und kulturelle Repräsentation Realität werden könnten, ohne sich gegenseitig zu behindern. Ein Grund liegt gewiß darin, daß ein solcher Entwurf einer normativen Basis bedürfte, doch würde eine derartige normative Fundierung wiederum dem Gedanken unüberbrückbarer Differenz widersprechen.¹⁶

¹⁴ Ein anschauliches Beispiel für dieses paradoxe Zusammenspiel der Begriffe Differenz und Identität wird durch den Titel einer neueren Publikation in diesem Bereich gegeben: Arthur F. Marotti/Renata R. Mautner Wasserman/Jo Dulán/Suchitra Mathur (Hg.), *Reading With a Difference. Gender, Race, and Cultural Identity*, Detroit 1993. Eine ausgezeichnete Analyse des Spannungsverhältnisses von Differenz und Identität liefert Michael Fischer, *Deconstruction and the Redemption of Difference*, in: Wendel V. Harris (Hg.), *Beyond Poststructuralism*, University Park 1996, S. 259–277.

¹⁵ In seinem Buch *Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation* (Chicago 1993) spricht John Guillory von einer Konfusion zwischen dem Begriff der Repräsentation im politischen Sinne und dem der sprachlichen bzw. literarischen Repräsentation (für die im Deutschen in der Regel der Begriff Darstellung verwandt wird): »[...] a confusion between representation in the political sense – the relation of a representative to a constituency – and representation in the rather different sense of the relation between an image and what the image represents.« (S. viii.) Treffender als der Vorwurf der Konfusion ist aber vielleicht der Verweis auf eine analytische Verschmelzung oder Analogiebildung.

¹⁶ Eine faszinierende Auseinandersetzung über dieses grundlegende philosophische Problem bieten Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Fraser, *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 1995.

Die amerikanische 68er Bewegung und die literartheoretischen Ansätze, denen sie die Tür öffnete, konnten somit nichts von der europäischen Diskussion lernen. Das gilt auch für die europäische Ernüchterung über eine allzu weitreichende Politisierung literatur- und geisteswissenschaftlicher Tätigkeit. Denn die Politisierung der Literaturwissenschaft nahm in den USA unter dem Einfluß gegenkultureller Strömungen eine ganz andere Richtung. Mit der kulturellen Redefinition von Macht wurde Herrschaft zu einem Phänomen, das als systemischer Effekt buchstäblich überall ist und daher von einer Kategorie der Analyse politischer Strukturen im Sinne des politischen Radikalismus zu einem Wort wird, das all jene ›Grenzen‹ bezeichnet, die dem Individuum, seiner Anerkennung und seiner Selbstverwirklichung im Wege stehen. Da aber Herrschaft das Individuum auf diese Weise immer schon durchdringt, kann es nur durch die Thematisierung der diskursiven Ausschlußmechanismen, durch die seine Identität kulturell konstruiert worden ist, oppositionelle Distanz gewinnen. Allen anderen aber bleibt gar nichts anderes übrig, als sich dieser Form oppositioneller Identitätsbildung anzuschließen, denn nur so kann zumindest auf der symbolischen Ebene Differenz etabliert werden. Das erklärt den Siegeszug der *race, class, and gender studies* auch bei jenen, die sich, wie z. B. weiße, heterosexuelle männliche Angehörige der Mittelschichten, eigentlich nicht qualifizieren können, weil sie den analysierten diskursiven Ausschlußmechanismen nicht ausgesetzt sind. Es erklärt auch weitverbreitete Phänomene wie die Identifikation mit Opferrollen, Selbst-Afrikanisierung und Selbst-Ethnisierung, überhaupt die Faszination von Ethnien – allerdings nur bestimmten – als dem grundlegend Differenten.¹⁷ Solche symbolischen Selbstermächtigungen durch die Identifikation mit ›dem Anderen‹ stellen somit keine bloßen Akte modischer Anpassung dar. Sie sind vielmehr das konsequente Resultat der Herrschaftsanalyse des kulturellen Radikalismus.

Es wird aus der Perspektive der amerikanischen Entwicklung der 68er Bewegung nachträglich klar, wie sehr insbesondere die deutsche Studentenbewegung im wesentlichen noch ein Projekt der Moderne vorstellte, d. h. ein Projekt theoretisch geleiteter gesamtgesellschaftlicher Veränderung. Im Vergleich damit mußte die amerikanische 68er Bewegung durch den sehr viel stärkeren Einfluß gegenkultureller Strömungen zunächst als untheoretisch und irrational erscheinen. Doch ihr vermeintlicher Irrationalismus war lediglich Ausdruck der Tatsache, daß ihre Herrschaftsanalyse in vertrauter amerikanischer Tradition bereits so ausgeweitet

¹⁷ Nicht alle Ethnien sind gleichermaßen brauchbar für die Zwecke dieser Art symbolischer Selbstermächtigung. Um es plakativ auszudrücken: *Scandinavians don't sing the Blues*. Man sollte jedoch hinzufügen, daß derartige Identifikationen kein Privileg der *race, class, and gender studies* sind. Was wäre beispielsweise die deutsche Literaturwissenschaft ohne die Figur Walter Benjamins! Die Fachgeschichte dieser imaginären Rollenspiele ist noch nicht geschrieben, wahrscheinlich, weil sie sich fachlich als wirklich subversiv erweisen würde.

war, daß jeder Versuch einer gesamtgesellschaftlichen Lösung selbst bereits als Manifestation eines systemischen Machteffekts angesehen wurde und statt dessen nur noch lokale, gruppenspezifische oder individuelle Formen des Systemwiderstands als legitim und vielversprechend galten.

Unter der Hand wird jedoch auch in den race, class, and gender studies ein neuer Totalitätsanspruch eingeführt. Denn der analysierte diskursive Machteffekt kann nur dann mit dem Anspruch auf theoretische Einsicht und somit Bedeutung verbunden werden, wenn er Einblick in das Wirken des Systems vermittelt, d. h. wenn er als systemischer Effekt beschrieben werden kann. Es reicht nicht allein die Behauptung, daß es in der amerikanischen Gesellschaft und Literatur Rassismus gibt. Vielmehr muß diese Kritik mit der Feststellung verbunden werden, daß die Kategorie rassischer Differenz so grundlegend und konstitutiv ist, daß Rassismus, unabhängig vom guten Willen einzelner, buchstäblich überall ist. Anders gesagt: Die jeweilige Differenzkategorie muß eine Grundopposition begründen, die alles andere fundiert. So argumentiert z. B. Toni Morrison in ihrem Buch *Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination* (Cambridge 1992), daß die Kategorie ›race‹ nicht nur zentral ist für das Verständnis der afro-amerikanischen Literatur, sondern auch für das der weißen amerikanischen Literatur, weil diese Texte Produkte einer Kultur sind, die erst durch rassische Gegensätze zustande kommt. Weiß entsteht überhaupt erst durch den Kontrast zu schwarz. Die daraus resultierende Frage, die eine aktuelle Forschungsrichtung der amerikanischen Literaturwissenschaft begründet hat, ist dann die nach der Präsenz afro-amerikanischer Kultur – und implizit der Grundopposition rassischer Differenz – auch in der klassischen ›weißen‹ amerikanischen Literatur etwa eines Cooper, Melville, Twain, Hemingway oder T. S. Eliot, denn für Morrison wird die amerikanische Literatur allein erst durch die Kategorie rassischer Differenz konstituiert.

Für die feministische Literaturwissenschaft entwickelt sich die amerikanische Literatur andererseits durch eine grundlegende Geschlechteropposition. Diese These wird jedoch von schwarzen Literaturwissenschaftlerinnen und anderen ›women of color‹ kritisiert, so wie sich Asian-Americans oder Vertreterinnen von Drittweltkulturen wiederum nicht von der afro-amerikanischen Minderheit ›repräsentiert‹ fühlen. Für andere Ansätze ist dagegen eine imperiale, quasi-koloniale Struktur für die amerikanische Literatur konstitutiv. Was ›amerikanisch‹ ist, kann sich erst durch die Opposition zu anderen Kulturen und deren Unterwerfung begründen. Wenn diese Opposition konstitutiv ist, dann muß sie jedoch wiederum auch jene Formen der Literatur prägen, die scheinbar nichts mit ihr zu tun haben. So kann beispielsweise argumentiert werden, daß sich analog zum spanisch-amerikanischen Krieg der gleichzeitig entstehende Stummfilm als imperiales Medium herausbildet und die imperiale Struktur selbst noch solche Filme wie *Citizen Kane* prägt, obwohl dieser Film in der Kritik der Entstehung des Hearstschen Zeitungsimperiums inhaltlich als anti-imperialistisch auftritt.

In jedem dieser Fälle wird die jeweilige Differenzierungskategorie zum Teil einer systemischen und somit für die amerikanische Literatur insgesamt konstitutiven Grundopposition. Das wiederum erklärt und legitimiert das charakteristische interpretatorische Verfahren der race, class, and gender studies. Es ist im wesentlichen metonymisch. Eine jede Einzelmanifestation kann die Machtstrukturen insgesamt repräsentieren, weil diese Macht aufgrund ihrer diskursiven Struktur im Prinzip ›überall‹ ist – auf jeden Fall aber jede Form der sprachlichen oder symbolischen Repräsentation von Grund auf durchdringt. Es genügt dann der Nachweis einer einzigen Machtmanifestation, um den Anspruch einer allgemeinen Machtanalyse begründen zu können.¹⁸ Da diese Analysen jedoch jeweils aus der Perspektive einer Bewegung geschrieben werden, braucht der Fundierungsanspruch einer Kategorie nicht mehr mit dem anderer Gruppen verglichen zu werden. Die Frage, wodurch denn nun die amerikanische Kultur tatsächlich grundlegend ›konstituiert‹ sei, ob durch Sexismus, Rassismus, Homophobie, Multikulturalität, imperiale Unterwerfung, oder ob diese alle gleichermaßen als konstitutiv angesehen werden können – was ihnen aber wiederum ihren Fundierungs- und vor allem ihren identitätsstiftenden Erklärungsanspruch nehmen würde –, muß somit nicht gestellt werden. Gleiches gilt für den theoretischen Einwand, ob die Multiplikation der Differenzansprüche die metonymische Interpretationsmethode der race, class, and gender studies nicht völlig in Frage stellt. Die politische Analyse und die daraus folgende literaturwissenschaftliche Tätigkeit bleiben einer Interessenpolitik verhaftet, die sich mit dem Recht auf Differenz legitimiert, aber nur, um die eigene Differenzkategorie quasi unter der Hand zur Basis eines neuen Verallgemeinerungs- und Totalitätsanspruchs zu erheben.

Die deutsche Studentenbewegung ist den Weg vom politischen zum kulturellen Radikalismus nie zu Ende gegangen. Sie hat sich zwar zunehmend in einzelne Gruppen zersplittert, doch geschah das immer noch im Wettstreit um die ›richtige‹ politische Theorie und das eine verbindliche, ganzheitliche Erklärungsangebot. Die auf diese Weise in Gang gesetzte Politisierung der Literaturwissenschaft hat mit den ›Differenzbewegungen‹ andererseits eine Richtung eingeschlagen, die von der 68er Bewegung, jedenfalls zumindest in ihrer deutschen Ausprägung, wahrscheinlich nicht intendiert war. Das aber wirft die interessante Frage auf, wie das eine zum anderen führen konnte. Vielleicht liegt ein Grund darin, daß sich auch die deutsche 68er Bewegung von Anfang an darüber getäuscht hat, wovon ihre Po-

¹⁸ Wobei diese Manifestation auch in einer instruktiven ›Abwesenheit‹ oder Lücke gesehen werden kann. Der Ausgangspunkt für diese Argumentation ist Pierre Machereys *Zur Theorie der literarischen Produktion* (Neuwied 1974), das in der deutschen Literaturwissenschaft nur kurzfristig Wirkung zeigte, im angelsächsischen Bereich jedoch enorm einflußreich war und gewissermaßen den Ansätzen von Fredric Jameson, Terry Eagleton und denen des englischen Cultural Materialism zugrunde liegt.

litik wirklich geleitet war. Vielleicht erklärt das wiederum, sozusagen als Reaktion auf das Mißtrauen gegenüber sich selbst, die Unterordnung unter das Diktat der Partei- und Kaderdisziplin in der bundesdeutschen Studentenbewegung nach 1970, mit der sie sich politisch und vor allem intellektuell selbst lähmte. Das aber war ironischerweise die Voraussetzung dafür, daß jene wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung in der Literaturwissenschaft einsetzen konnte, die schließlich dazu führte, daß die Anstöße der 68er Bewegung in die race, class, and gender studies mündeten.

Sonderdruck aus:

DER GEIST DER UNRUHE

1968 im Vergleich
Wissenschaft – Literatur – Medien

Herausgegeben von Rainer Rosenberg,
Inge Münz-Koenen und Petra Boden
unter Mitarbeit von Gabriele Gast

ISBN 3-05-003480-7



Akademie Verlag
Berlin 2000